Parresia

Von der Apostolatstugend des Christen

Von Karl Rahner SJ, Innsbruck

Alles „Streben nach der christlichen Vollkommenheit" kann letztlich in nichts anderem bestehen als in der Liebe zu Gott und dem Nächsten, in der Erfüllung jenes einen und größten Gebotes, das eigentlich darum schon kein Gebot mehr ist, weil seine Erfüllung gerade gebietet, Gott und den Nächsten, nicht aber sich und seine „Vollkommenheit" zu suchen. Insofern zu dieser alten und immer neuen Aufgabe (der ewig neuen Aufgabe des neuen Jahres) jedes Christen der selbstlose Dienst der Liebe zum Nächsten gehört, hat jeder Christ eine Sendung, ein Apostolat, mag dieses sehr ausdrücklich als solches gesehen sein oder sehr unausdrücklich verborgen bleiben in dem, was die Not des Alltags einem auferlegt. Jeder hat also einen christlichen Auftrag an seinen Nächsten, ein „Apostolat", eine „Mission". Gilt dies für jeden Christen, so gilt es zweimal für den Priester, den Glaubensboten und für alle anderen, die ausdrücklich und amtlich im Dienst der Sendung der Kirche stehen. Wenn heutzutage auch die Heimat „Missionsland" geworden ist (so vorsichtig man auch mit diesem Wort umgehen muß), dann sind heute „missionarische" Tugenden die Tugenden jedes Christen, der nicht vergißt, daß er eine Sendung an den Nächsten hat. Von einer solchen „Tugend" soll hier ein wenig gesprochen werden, weil man sie oft vergißt und übersieht. Sie ist so un-schein-bar, daß sie eigentlich gar keinen rechten und deutlichen Namen hat. Aber gerade darum stellen wir sie in unserem christlichen Dasein oft nicht genügend in Rechnung, wenn wir die Aufgabe unserer Sendung, ihre Schwere und ihren heiligen Glanz abwägen.

1. Um überhaupt langsam klar machen zu können, was gemeint ist, sei zunächst auf bestimmte Worte in der Heiligen Schrift verwiesen. Da empfiehlt Paulus, man müsse auch akairōs das Wort als Herold verkünden (2 Tim 4, 2). Es gibt also ein Wort, das scheinbar, d. h. von der Situation des Menschen, nicht Gottes her gesehen, nicht im rechten Kairós, nicht am rechten Zeitpunkt und in die rechte Situation hinein gesagt werden *muß*. Paulus sagt, daß er sich des Evangeliums nicht schäme (Röm 1, 16), was, wenn es betont werden muß, doch voraussetzt, daß dieses Sich-tapfer-nicht-schämen irgendwie *gegen* ein inneres Empfinden angehen muß, das gern schweigen möchte, das die Predigt oder sonstiges „Herausrücken" mit der verborgenen christlichen Wirklichkeit und Wahrheit in die gereizte Uninteressiertheit der „Welt" fehl am Platze, unangebracht empfindet. Jesus sagt, man müsse nicht nur an ihn glauben, sondern ihn auch „bekennen" und zwar „vor den Menschen"; für ihn ist also offenbar nicht nur der Glaube an ihn schwierig und die letzte Tat des

Geistes und Herzens, sondern das Bekennen vor den Menschen nochmals eine zusätzliche Forderung, der gegenüber der Mensch versagen kann. Das ist nicht so selbstverständlich. Denn warum sollte der Mensch, wenn er schon glaubt, nochmals im Bekenntnis dieses seines Glaubens vor den Menschen eine zusätzliche Forderung schwerer Art empfinden? Wenn man darauf nur antwortet: weil die andern Menschen, die nicht glauben, diesen Glauben verfolgen, dann ist die Frage nur verschoben. Denn das sagt dann doch, daß der bekannte und verkündigte Glaube denen, denen er verkündet wird, nicht nur vorkommt wie eine sonderbare Meinung, die man dem andern läßt, wenn er sie schon haben will (wie soviele andere Meinungen und Ansichten) und zur Tagesordnung übergeht, sondern als etwas, das so aufreizend, unangebracht und bedrohlich erscheint, daß es Widerspruch, Haß und tödliche Feindschaft hervorzurufen geeignet ist. Wiederum also: der Glaubensbote muß den Mut haben, etwas zu tun, was alles andere als selbstverständlich ist, muß den Mut haben, das unpredigbare, das zum Widerspruch reizende Evangelium zu verkündigen, akairōs zu handeln.

So hat also im NT das „Bekennen" nicht bloß den Charakter des unbefangenen Sagens seiner Meinung, das ja an sich unter Menschen selbstverständlich ist (die Menschen sind ja sonst froh, wenn „sie etwas zu sagen haben" oder etwas hören können), sondern den Charakter des Wagnisses, das Wort Gottes in eine absolut dafür unzugängliche, verständnislose, verschlossene Welt hineinzusagen, das Licht in die Finsternis zu bringen, die dieses Licht haßt und zu verschlucken droht. Und darum ist dem Boten das nötig, was die Schrift „Parresia" nennt. Für das, was damit im religiös-christlichen Bereich gemeint ist, also als Tugend, das heißt aber als die Gabe Gottes, die uns eine Aufgabe vorgibt und ihr Erfüllen schenkt, haben wir im Deutschen eigentlich kein rechtes Wort. Wenn wir brav mit dem Lexikon „Freimut" übersetzen, so haben wir weder den politischen, noch den moralischen Klang gehört, der von dem griechischen Wort vom Ursprung her ausgeht, noch ein Wort gesagt, das in unserer Sprachgeschichte zu einem gefüllten religiösen Begriff geworden wäre, wie es Parresia im AT (LXX) und NT ist. Denn wir können doch z. B. nicht von dem Freimut Gottes sprechen, wir können das Wort heute nur gewaltsam als Eigenschaft oder Ermöglichung des Gebetes denken, das Wort kann bei uns nicht das Da-sein vor Gott in freudiger, freier Offenheit, noch eine wesentliche Kennzeichnung des Offenbarseins Jesu in der Welt aussagen. Und so ist das Wort auch nur schwer übersetzbar, wo es eine apostolische Tugend meint. Denn wenn wir Freimut oder so etwas sagen, dann nennen wir eine allgemein menschliche Tugend, wenn nicht schon nur eine indifferente Gestimmtheit der Unbefangenheit und Ungeniertheit, des Leicht-aussich-Herauskommens, Haltungen also, die gerade das Spezifische dieser apostolischen Tugend, die es nur in der Predigt, als dem Aktuellwerden des Of-

fenbarungsereignisses Gottes selbst in eine sündig verschlossene Welt hinein, gibt, einebnet.

2. So wollen wir uns denn einige Gedanken machen über diese Tugend in sich selbst. Es sind nur ganz wenige. Denn das Wichtigste muß hier ungesagt bleiben, das, was diese Tugend des Apostels und seiner Sendung in ihren eigenen Grund stellt, in die Parresia Gottes und Christi selbst[1].

Der christliche Bote ist dort, wo er an sich, d. h. von sich aus, nicht hingehört. Er ist ja auf „Mission", er ist geschickt. Er dringt darum notwendig in Sphären ein, die von ihm aus nicht seine sind, er kommt zu Menschen, die ihm wirklich fremd sind, er belästigt und wird lästig, er muß irgendwie aufdringlich sein. Er dringt mit seinem Wort, das das Gottes ist, in eine Welt, die es nicht hören will, die einen geheimen Groll gegen dieses Wort hat, weil es das Verborgene des Herzens ans Licht bringt, weil es überfährt, weil es den Menschen überfordert, weil es ihn aus dem Verständlichen herausruft, die Grenzerfahrungen des Menschen, die sonst nur wie unterdrückt und indirekt allein da sind, thematisch macht: das Gewissen, die Schuld, den Tod, das Gericht und schließlich den lebendigen Gott mit seinem Ruf selbst. Dieses Wort wird von einem ausgerichtet, der es durch seine eigene Schuld und Unangemessenheit dauernd desavouiert, das Licht, das er bringt, in seinen eigenen Schatten stellt, der, während er rettet, zittern muß, daß er selbst verloren geht, dem sein eigen Wort tönen kann wie tönendes Erz und klingende Schelle. Was er redet, ist in Wahrheit das tiefste und intimste Liebesangebot Gottes an die je einmalige Innerlichkeit des Menschen, ist Wunder der Liebe, Gnade, ist unaussprechlich hold und zart. Und er redet darüber (wie will er es anders machen?), als ob es das Alltäglichste wäre, er verwaltet es, wie man die Alltäglichkeiten des bürgerlichen Lebens verwaltet, er richtet die Kinder ab, er paukt ein, er ist immer in Gefahr, das Mittel, die Prosperität der Kirche, mit dem Ziel, daß nämlich Gott frei geliebt werde, zu verwechseln. Er gibt dem Namenlosen tausend Namen und redet dauernd von dem, von dem er sagt, er sei „unaussprechlich und über alles erhaben, was außer ihm ist und gedacht werden kann" (Vatikan. Konzil).

Dazu kommt ein noch Weiteres: Des Mannes Scham geht auf die Seele. Der Priester und jeder andere „Apostel", wenn er ein wirklicher Mann ist (es mag auch leicht ein Menschliches überhaupt sein), ist an sich der, der lieber schweigen würde, der das Unsagbare lieber ungesagt ließe, den es schmerzt, reden zu müssen und das unfaßbare Geheimnis des Herzens auf den Markt zu tragen. Und ferner: es scheint, daß es dem Menschen von heute schwer fällt, das namenlose Geheimnis thematisch zu machen. Weil seine eigene Welt groß und vielschichtig geworden ist, weil er ihre dichte und verschlos-

[1] Man vgl. zum wirklichen Ganzen des Begriffes: H. Schlier im *Theologischen Wörterbuch zum NT* V 869—884.

sene Eigengesetzlichkeit immer mehr erkennt und sie immer weniger mit Gott selbst verwechseln kann, weiß er, wie ferne Gott, der diesen Namen wirklich hat, unserer irdischen Erfahrung ist, wie unaussagbar. Er hat fast den Eindruck, daß es unfromm sei, eine manipulierbare Religion zu betreiben, sie zu organisieren, er hat fast das Gefühl, aus Frömmigkeit nicht zu denen gehören zu können, die meinen, sie hätten ihm schon in die Karten geschaut, und noch weniger zu den Landräten des lieben Gottes, die ihm helfen müssen, damit er in der Welt bestehen könne. Ist es also nicht schwer, beamteter Religionsdiener zu sein oder auch nur sonstwie mit seinem Christentum „herauszurücken"? Schwer, das Reden von Gott, dem Unsagbaren, zu seinem Beruf zu machen? Schwer, bevor böswillige Feinde nicht hören wollen, solange Widerreden ergehen, schwer vom Wesen der Religion her, dort, wo überhaupt verstanden wird, was sie ist?

Die Tugend nun, die als Kraft diese Schwere trägt und überwindet, ist die paulinische Parresia. Sie ist die Kraft, die das tödliche Verstummen, mit dem Religion doch beginnt, wenn sie echt sein will, überwindet, und dennoch redet; die unsagbare Tapferkeit des Herzens, die sagt, credidi propter quod locutus sum. Sie ist eine Tugend, die nur der Nachvollzug des ungeheuren Schmerzes und seines Aushaltens ist, die geschahen, als das Wort, das in der stillen Wüste der Gottheit der Vater sich allein sagt, Fleisch wird und sich in die laute Leere des Weltlichen zwängt, damit es dort gehört wird, wo von ihm eigentlich nur ein namenloses Schweigen gehört werden könnte. Weil Gott selbst „dennoch" geredet hat, darum wird in der Kirche im Wort des Bekenntnisses, im Wort des Lobpreises, im Schrei des Jubels und im weinenden Flüstern der Bitte um Gnade gesprochen. Und nun müßten wir wieder anfangen und die Texte der Schrift nochmals lesen, vom Wort, das akairōs kommt, vom „schamlosen" Sichnichtschämen des Evangeliums, vom Bekennen Gottes vor den Menschen, von der Parresia, die es nur im Christentum gibt.

3. Aber wir wollen noch ein paar Folgerungen aus dem Gesagten andeuten, damit diese Tugend der Sendung jedes Christen noch etwas deutlicher vor die Seele trete.

Wer den Schmerz, dennoch reden zu müssen, wo man eigentlich verstummen wollte, nie erfahren hat, der ist ein kleiner Propagandaredner, dem noch gar nicht aufgegangen ist, wovon er redet, aber kein Priester oder „bekennender Christ" der göttlichen Parresia. Wer diesen Schmerz solcher Tugend spürt, wer manchmal das tödlich bedrohlich scheinende Empfinden hat, besser schweigen zu müssen, lieber nur indirekt, wie durch ein schamvolles Schweigen allein Gott zu ver-laut-baren, der ist deswegen nicht weniger zum Priestertum oder zu solcher Sendung des missionarischen Christen überhaupt berufen als der, dem der Name Gottes leicht von den Lippen kommt. Wenn

die Schwere dieser Tugend abnehmend und immer weniger empfunden wird, dann muß man sich fragen, ob das ein Zeichen dafür ist, daß man schon im Charisma des heiligen Pneuma mit Engelszungen spricht und in himmlischem Jubel oder eigentlich nur noch scheinbar von Gott in einem Gerede, in dem er gar nicht mehr wohnt. Wer aber dem Schmerz dieser Tugend ausweicht und wirklich verstummt, wer anderes treibt, um nicht von Gott reden zu müssen, der ist kein Apostel des fleischgewordenen Wortes Gottes. Er verrät seine christliche Existenz, von der es heißt: Sag nicht, ich bin noch so jung, geh nur, wohin ich dich sende, verkünde, was ich dich heiße (Jer 1, 7).

Man hat (in Frankreich) gemeint, der Laienchrist habe nur die Sendung, „Zeugnis" zu geben durch sein bloßes (stummes) Christsein, ein redender Apostel brauche er hingegen nicht zu sein, außer er nehme freiwillig und zusätzlich noch eine „Beauftragung" von seiten der hierarchischen Kirche entgegen. Dem ist nicht so. Zwar geht der Laie nicht aus seinem natürlichen Daseinsraum (seiner Familie, seiner Sippe, seines bürgerlichen Lebensraumes, seines Berufes, seiner Nachbarschaft) heraus. Er hat *in* diesem angestammten Raum, aus dem er als Laie nicht herausgerufen wird (wenigstens nicht in einem erheblichen und bleibenden Maß), sein Christsein zu erfüllen. Aber *in* diesem Raum muß auch er redend und sich verlautbarend Zeugnis geben von seinem Christsein. Und dazu braucht auch er diese Parresia, die schwer ist. Und auch von ihm würde gelten, daß er sein Christsein verrät, wenn er dem Schmerz dieser gottgegebenen Tugend auswiche. Wo er der Parresia ausweichen wollte, indem er schweigt, gar nicht versuchte, von Gott zu reden (weil dies ja die Pfarrer genügend tun und sogar dafür bezahlt werden), da würde auch er seine Sendung verletzen, weil es jedem Menschen aufgetragen ist, an seinem Platz auch im Wort (bescheiden vielleicht und zurückhaltend, aber eben doch mit Parresia) Zeugnis zu geben von dem, was Gott an ihm getan hat und woraus die Quellen seiner Kraft fließen.

Man darf es uns anmerken, daß uns das Wort Gottes, das er auf unsere Lippen legte, schwer fällt. Denn nur so wird es glaubwürdig, nur so hat das Geredete auch den heiligen Ton des Schweigens, den es mitbringen muß, soll es nicht verwechselt werden mit dem Lärm dieser Welt. Damit das wahre Redenkönnen sich nicht in die falsche leichtfallende und gottlose Beredsamkeit des Schwätzers und Managers eines Unternehmens verwandle, das sich selbst und nicht mehr Gott meint, muß es immer aufs neue kommen aus der Sendung, aus dem betenden Schweigen. Wer nicht lieber schwiege und wer Gottes Schweigen nicht aushalten kann, der rede nicht. Sein Wort ist kein Wort der Parresia, die Gottes Gnade und Wunder ist, sondern die Betriebsamkeit des Menschen, der Lärm macht, weil er das Schweigen Gottes fürchtet.

Es bleibt unser christliches Los, was bei Mt 10, 27 steht (und von Lk 12, 2 ganz umgestaltet wurde): „Was ich euch im Finstern sage, das kündet beim

hellen Licht; was man euch ins Ohr flüstert, das predigt von den Dächern." Was nur gehört werden kann, wo das Licht dieser Welt von der göttlichen Finsternis verschlungen wird und das leise Flüstern Gottes ergeht, der nicht im Sturm und nicht im Lärm der vielen Menschenworte ist, das muß von uns doch von den Dächern und Kanzeln, vor den Schulbänken und an den Drehbänken, in der Kantine bei der Werkpause und am Sonntagnachmittag nach dem Kino und endlich im Rascheln des geschwärzten Papiers (jeweils auf seine Weise) gesagt werden, damit auch da Gott ankomme und damit die Menschen darauf aufmerksam gemacht werden, dorthin zu hören, wo still Gott sich selber sagt. Dazu ist ja schon in der Taufe das Band unserer Zunge gelöst worden (Mk 7, 31—37) und sind uns nicht nur die Ohren, sondern auch der Mund aufgetan worden, damit wir nicht mehr stumme Diener stummer Götter seien, sondern „bekennen" können im Lobpreis Gottes und im Bekenntnis (1 Kor 12, 2) vor den Menschen, beides mit Parresia.

Wir alle sind die armen Knechte, die an sich vor Gott verstummen müssen, so wir nur begreifen, wer wir sind und wer ER. Und darum und von daher muß verstanden werden, wenn wir für uns beten mit der Apg 4, 29: „Gib deinen Knechten, mit aller parresia dein Wort zu reden", damit von ihnen und von uns gelte, was das letzte Wort der Apostelgeschichte von Paulus sagt: „unbehindert mit aller parresia war er der Herold des Reiches Gottes und der Lehrer dessen, was sich auf den Herrn Jesus Christus bezieht" (Apg 28, 31).